

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 9 (1919)

Heft: 30

Artikel: Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf

Autor: Greyerz, Otto v.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639957>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sanften Wesen würde gewiß auf ihn übergehen. Sie willigte gerne ein, ihn zu erziehen, da sie ihre Rechte ja noch frei hatte und versprach, all ihren Einfluß auf den neuen Nachbar geltend zu machen.

Als die zwei mit vereinten Kräften den Wildling in den Edengrund stellten, wehrte und sperrte er sich gewaltig. Er tobte und schüttelte sich, schmetterte und stampfte. Er gebärdete sich so verzweifelt und wild, daß auf einmal mit ungeheurem Krache sein Kopf sich mehrfach spaltete und seine Eingeweide zum Vorschein kamen. Und als die beiden den Rückweg antraten, zeigte er ihnen noch seine roten Teufelszähne, streckte seine stachligen Hörner aus und jagte ihnen einen Hagel von Felsblöden und Steinen in den Rücken.

Endlich hatte er sich ausgetobt. An ein Fortkommen war nicht mehr zu denken; das sah er ein. Seine Nachbarin, die seinem Toben mit gelassener Ruhe zugeschaut hatte, wandte sich nun an ihn und sprach sanft: „So, mein Freund, ich denke, das Fortlaufen wirst du nun vergessen haben, und weil wir gute Nachbarschaft halten wollen, so reich' mir Deine Hand zum Willkommensgruß. Mein Name ist Blüm lisalp.“

„Gspaltenhorn,“ brummte er mürrisch und verweigerte ihr seine Hand. Diese ruhige Gleichmütigkeit und Sanfttheit ärgerte ihn. Es ärgerte ihn überhaupt alles: Die zwei breitspurigen Herren hinter ihm, die stolze Dame rechts in der Ferne, all die grünen Zwerge zu seinen Füßen und der blaue Nebeldunst in der weiten Ebene. Und im neuauftauchenden Horne packte er einen mächtigen, breitrückigen Felsblock in seiner Nähe und stellte ihn gerade vor sich hin. Nun erst fühlte er sich wohl in seiner Abgeschlossenheit. Weil er nun aber von Neugierde nicht ganz frei war, strekte er bald sein Haupt über die Büttlassen hinaus und war nun endlich zufrieden.

Es war am Abend des dritten Tages. Die Sonne, die tagsüber dem Riesengotte zugeschaut hatte, verweilte noch auf den Hügeln im Westen. Ihr Herz schlug in gewaltiger Erregung. Den ganzen Tag schon mußte sie ein mächtiges Gelüsten zurückdämmen, ihre Bahn frühzeitig zu verlassen, um das Wunder in der Nähe zu bestaunen. Nun stand sie da, begeistert und entflammt. All die Riesen lockten und lockten und ihr Drang wuchs und wuchs. Da konnte sie nicht mehr widerstehen. Aufjubelnd warf sie sich all den Gestalten in die Arme, umfaßte sie, liebkoste sie, leuchtete und glühte.

Zu dieser Abendstunde kamen die Menschen von ihrer Arbeit nach Hause, fröhlich singend und zufrieden plaudernd. Da, ein Leuchten blendete ihre Augen und sie erblickten die niegeschauten Pracht. Da verstummt ihre Lieder, ihre Werkzeuge entfielen ihnen, die Knie beugten sich zur Anbetung und die Hände fanden sich zum Gebet. Ueberwältigt erlebten sie die Größe Gottes, des Vaters aller Dinge zwischen Himmel und Erde.

Dieser aber saß auf seinem Wolfenthrone, ein wenig vorgebeugt, ein wenig lächelnd. Und als er die Ergriffenheit der Menschen erblickte, verschonte ein Leuchten sein edles Antlitz. „Ich will mich entfernen,“ dachte er, „mein Bild könnte sie nur verwirren.“ Und leise zog er sich in die unendlichen Räume zurück.

Der Wanderer in den Bergen.

(Aus „Wandersprüche“ von U. W. Züricher.)

Höhenwärts weisen die Stufen, und sinnender Wanderer swendet Auf der Bahn rückwärts und vorwärts den Blick.

* * *
Wenn dir auf staubiger Straße so Leben als Liebe ermatten,
Steig' zu den Gipfeln empor: Weite des Blickes erlost.

* * *
Hier auf den Höhen der Berge umtanzen dich deine Gedanken.
Heilige Stille der Welt. Nur in der Seele erklingt's.

Bergmorgen.

Von J. C. Heer.

Ein Glockenton aus tiefem Grunde!
Das Volk erwacht. Sein ist der Tag,
Das Arbeitslied der Morgenstunde,
Der Sensenklang, der Hammerschlag
Und jedes Tagwerk, jede Mühe;
Und jedes Antlitz braun und schlüssig
Verklärt sich in der goldenen Frühe
Mit einem Strahl von Hirnlicht.

Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf.

Von Otto v. Greverz.

Wenn ein Denkmal bengalisch beleuchtet wird, so versinkt manches aus seiner Umgebung in Nacht, was sonst auch gesehen zu werden verdient. Und wenn ein großer Mann gefeiert wird, so treten seine ebenbürtigen Zeitgenossen freiwillig ein Weilchen in das Dunkel des Hintergrundes. Das bengalische Feuer dauert nicht lange; das Tageslicht der Wahrheit bricht wieder hervor und stellt die Dinge ins rechte Verhältnis zueinander. Wenn aber, wie es in der Begeisterung etwa vorkommt, der Held des Tages auf Kosten eines andern Mannes, der gerade nicht an der Reihe ist, übermäßig gepriesen wird, so ist man es ihm selber schuldig, das moralische Recht wiederherzustellen und jedem das Seine zu geben.

Auch die Gottfried Keller-Feier hat, nebst andern Entgleisungen, die bald vergessen sein werden, zu einem ungerechten oder doch mißverständlichen Vergleich Anlaß gegeben. Man hat, wie schon oft geschehen, Gottfried Keller zu Ungunsten Jeremias Gotthelfs gelobt und Gegenseite zwischen beiden geschaffen, die mit der Wahrheit der Geschichte nicht übereinstimmen. Man konnte sich dabei auf die abfälligen Urteile berufen, die Gottfried Keller selbst über seinen großen Landsmann ausgesprochen hat. Allein diese Urteile, die Keller in seine Berliner Aufsätze über Gotthelfs Werke hat einfliessen lassen, stammen aus einem Lebensabschnitt Kellers (1849—1855), der für eine unbefangene Würdigung des Berners besonders ungünstig war. Keller hatte sich in Heidelberg in die freireligiöse, von allen kirchlichen Glaubenslehren entblößte Naturphilosophie Ludwig Feuerbachs vertieft und seinen Gottesglauben abgeschworen. Mit der Begeisterung des Neugläubigen ging er daran, seine naturalistische Diesseitsreligion auf alle Lebensverhältnisse anzuwenden und in seinem eigenen Dichten und Handeln zu erproben. Und nun tritt ihm in Jeremias Gotthelf ein Mann von überragender Genialität entgegen, der seine ganze sittliche Lebensauffassung, sein ganzes dichterisches Lebenswerk auf den Felsgrund seines christlichen Glaubens aufbaut; kein moralischer Traktäthensreiber, kein schöngestillter Nazarener oder Himmelsträppeler, sondern ein ganzer Mann, in der Stahlrüstung eines unerschütterlichen Gottesglaubens, und dabei ein episches Genie von einer Größe, Einfachheit und Ursprünglichkeit, daß man, wie Keller selbst zugeben mußte, an das gebärende und maßgebende Altertum der Poesie, an die Dichter anderer Jahrtausende erinnert wird.

Das war eine unerwartete, unzeitgemäße Erscheinung, eine nur halb willkommene Erfahrung für den begeisterten Anhänger von Feuerbachs Lehre. Wir brauchen uns nicht zu wundern, daß Keller mit einem Widerstreben Gotthelfs Größe anerkannte, daß er nach Spalten und Rissen in seinem Kunstwerk suchte, um zu beweisen, daß da etwas nicht stimme, und daß er sich verleiten ließ, ihm bössartige und pfäffische Kniffe vorzuhalten. Es wäre ein Leichtes, das Schiefe und Haltlose mancher Angriffe und Bemängelungen in Kellers Rezensionen nachzuweisen, z. B. auch sein wegwerfendes Urteil über Gotthelfs geschichtliche Novellen zu widerlegen,

von denen Keller nur die Schwarze Spinne und den Ritter von Brandis, höchstens noch den letzten Thorberger bekannt zu haben scheint, da seine kurze Charakteristik dieser Gattung auf die übrigen historischen und Sagenerzählungen Gotthelfs gar nicht zutrifft. Doch wir wollen uns bei diesen Irrtümern nicht aufhalten. Keller selbst hat später das Ungleiche seiner Gotthelfrezensionen eingesehen, sie „sehr ungleich, zum Teil unüberlegt und flüchtig“ genannt und sich vorgenommen, sie umzuarbeiten, was aber leider unterblieben ist.

Die höchste Anerkennung, die Gottfried Keller dem bernischen Dichter bezeugen konnte, liegt darin, daß er ihm auf das Gebiet des volkszieherischen Romans nachgefolgt ist und mit zunehmendem Alter mehr und mehr diejenigen sittlichen Grundsätze und Ideen verfochten hat, die aus Gotthelfs Werken und Gestalten hervorleuchteten: Aufrichtigkeit, Pflichttreue, Gemeinsinn, Einfachheit und Gediegenheit des Denkens und Lebens. Nicht weniger streng als Gotthelf eifert der Dichter des Martin Salander gegen den Schwindelgeist des politischen, geschäftlichen und gesellschaftlichen Lebens, gegen die Überschätzung der politischen Volksrechte, mit deren stetiger Ausdehnung eine innere Verarmung des Volkslebens Hand in Hand gehe, gegen den Missbrauch politischer und patriotischer Phrasen, gegen die Festbummelei, gegen den Luxus, den Bildungsdunkel, die unselige Zerstreuung des Volkes in Genießende und Darbende — all diesen inneren Gefahren gegenüber stellen Keller und Gotthelf wie verbündet da, als die geschworenen Feinde des Scheins und Trugs, als die Hüter und Beschützer des alten Schweizergeistes, dessen rühmliche Eigenschaften sie in der Schlichtheit der Sitten, in der Einfachheit der Bedürfnisse, der Liebe zum Vaterland, dem treuen Festhalten am Bunde erkennen. Beiden gilt die Familie als die Grundlage des Staates, das gesunde Familienleben als die erste Bedingung der Staatswohlfahrt. Der Ausspruch Gotthelfs (aus dem Manifest zum Churer Schützenfest): „Im Hause muß beginnen, was leuchten soll im Vaterland“ war auch Keller aus der Seele gesprochen. Er wollte nie daran glauben, daß einer im Staat etwas Rechtes sein könne, wenn er es nicht im Hause geworden sei. „Die Moral meines Buches,“ schrieb er 1850 an den Verleger seines Grünen Heinrich, „ist, daß derjenige, dem es nicht gelingt, die Verhältnisse seiner Person und seiner Familie in sicherer Ordnung zu erhalten, auch unbefähigt ist, im bürgerlichen Leben seine wirkame Stellung einzunehmen.“

„Das Fähnlein der Sieben Aufrechten“, das neben den Bettagsmandaten des Staatschreibers Gottfried Keller am deutlichsten und schönsten den vaterländischen Bürgersinn predigt, zeigt namentlich in seinem letzten Teil, der gemütlichen Volkszene in der Festhütte mit dem Entlebucher Sennen und seinem „Büebeli“ eine starke Verwandtschaft mit Gotthelfs Geiste, sowie auch „Frau Almraim und ihr Jüngster“ als ein Seitenstück zu dem leider unvollendeten „Hans Berner und seine Söhne“ genannt werden kann. Noch tiefer vielleicht ist die Übereinstimmung zwischen Keller und Gotthelf in der Erzählung „Romeo und Julia auf dem Dorfe“. Denn hier führt Keller auf der Grundanschauung von Gotthelfs Bauernpsychologie, der Überzeugung nämlich, daß es zwar „verschiedene Kleider in der Welt gibt, seidene und zwilchene, aber nur ein Menschenherz; in des Bettlers und in des Königs Brust ist es für Freuden und Leiden empfänglich“ (Bauernspiegel S. 167). Diesen Grundgedanken faßt Keller aus Gotthelfs Werken auf, wie seine erste Rezension von 1849 beweist. „Wenn die Bewohner der Bauernhütten erfahren,“ schreibt er dort, „daß ihr Herz gerade auf die gleiche Weise schlägt, wie das der feinen Leute; wenn sie sehen, daß ihre Liebe und ihr Hass, ihre Lust und ihr Leid so bedeutungsvoll ist, wie die Leidenschaften der Prinzen und Grafen; . . . wenn das ländliche Dirnchen merkt, daß sein Kränzlein grüner ist und höher im Werte steht als manches anderes: dann wird endlich jene Sucht nach Karriere

und Vornehmheit wie ein trüber Nebel verschwinden . . .“ Und wie zur Anwendung dieser Lehre schreibt er sein „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ (die Aufführung ist 1849 angegangen worden), wie um zu beweisen, daß die heroische Liebe, die den Tod nicht scheut, kein Vorrecht veronesischer Fürstenkinder, sondern auch bei Liebesleutchen aus dem Bauernstande zu treffen sei.

Auffallend, obschon bisher kaum beachtet, ist die Übereinstimmung der beiden Dichter in ihren Vorschlägen zu einer künftigen Gestaltung von Nationalfesten. Gotthelfs Gedanken hierüber findet man in seinem „Wort eines Schweizers an den schweizerischen Schützenverein“ (zum Churer Freischießen von 1842), Kellers Entwürfe in einem achtzehn Jahre später erschienenen Aufsatz „Am Mythenstein“. Beiden schwelt eine periodische vaterländische Feier im Geiste der griechischen Nationalfeste vor, nur daß Gotthelf die Schützenkunst, Keller die Sangeskunst in den Mittelpunkt stellen und das Fest durch ein dramatisches Spiel krönen möchte. Über dem einen wie dem andern ist der Gedanke teuer, daß die Gegenwart des ganzen Volkes dem Feste die Bedeutung einer „kritischen Zuchtschule“ geben soll. Nach Gotthelfs umfassenderem Plane soll sich diese kritische Zuchtschule auf die verschiedensten Gebiete des Nationalfleißes erstrecken; es sollten von dem leitenden Verein Aufgaben ins Volk hineingeworfen werden für den Landwirt, den Mechaniker, den Mathematiker, den Künstler, den Dichter, den Staatsökonomen. „Wenn dann,“ fährt er fort, „das Schützenfest Ort und Stelle würde, wo der Schweizer seiner Nation zeigen könnte seines Fleisches, seines Geistes Frucht; wenn er Hoffnung hätte, daß die Nation Kenntnis nehmen würde von ihm irgendwie, daß er nicht verkümmern müßte unbeachtet nicht nur, sondern auch ohne Brot; dann würde das Schützenfest zum eigentlichen königlichen Nationalfest, dann würde es der Magnat der Nation, der Moses, der über die schlummernden Quellen gebietet und Ströme hervorbrechen läßt in der Wüste.“

So zahlreich und so tiefliegend sind die Berührungs-, ja Quellpunkte im Denken und Dichten der beiden großen Schweizer.

Und nun hat man sie einander gegenübergestellt, als wären es unvereinbare Gegensätze, ewig feindselige Pole; als wäre Gotthelf der Stadtkonservative, Keller der Freisinnige, Gotthelf der Orthodoxe, Keller der Freidenker, Gotthelf der Moralist, Keller der Künstler, Gotthelf der zugekloppte, selbstgerechte Pfarrer, Keller aber der aufgeschlossene, rückhaltlos sich gebende Mensch.

Ein paar Worte noch über diese unzutreffenden Prädikate, mit denen sich eine oberflächliche Denkart das Urteilen so bequem zu machen pflegt.

Zunächst über die politische Gesinnung. Zur Partei hat sich nur Gottfried Keller bekannt, zuerst zur revolutionären, dann zur radikal-demokratischen, dann zur gemäßigt demokratischen und damit zuletzt zur Opposition. Also eine in der menschlichen Natur begründete Wandlung vom idealistischen Intransigenten zum kritischen Liberalen. In den stürmischen vierziger Jahren sah er kein Heil außer der Partei. Auf die Personen komme es jetzt nicht an, nur auf die gute Sache, schrieb er an seinen Freund Hegi, der an keine Partei glauben wollte. Allein dem Kommunismus der Wetting und Genossen misstraut er hauptsächlich aus Gründen ihrer Lebensführung, die mit ihrer Theorie in Widerspruch stand (Tagebuch von 1843). Später arbeitete er sich mehr und mehr aus der Befangenheit der Partei heraus, wie sein Spruch bezeugt:

Trau keinem, der nie Partei genommen!
Und immer im Trüben ist geschwommen!
Doch wird dir jener auch nicht frommen,
Der nie darüber himaus will kommen.
(Schluß folgt.)